

NARNIA

UEBERREUTER 

C.S. LEWIS DAS WUNDER VON NARNIA

UEBERREUTER 

C.S. LEWIS DER KÖNIG VON NARNIA

UEBERREUTER 

C.S. LEWIS DER RITT NACH NARNIA

UEBERREUTER 

C.S. LEWIS PRINZ KASPIAN VON NARNIA

UEBERREUTER 

C.S. LEWIS
DIE REISE AUF DER
MORGENRÖTE

UEBERREUTER 

C.S. LEWIS DER SILBERNE SESSEL

UEBERREUTER 

C.S. LEWIS DER LETZTE KAMPF

alle E-Books in
einem Bundle

The Chronicles of Narnia®, Narnia® and all book titles, characters and locales original to The Chronicles of Narnia are trademarks of C. S. Lewis Pte. Ltd. Use without permission is strictly prohibited.

Vollständige E-Book-Ausgabe der 2014 in der Ueberreuter Verlag GmbH, Berlin, erschienenen Buchausgabe

© Ueberreuter Verlag GmbH, Berlin 2014

ISBN 978-3-7641-7025-7

eISBN 978-3-7641-9299-0

Die Originalausgaben der Einzelbände erschienen

1955 unter dem Titel »The Magician's Nephew« (Band 1)

1950 unter dem Titel »The Lion, the Witch and the Wardrobe« (Band 2)

1954 unter dem Titel »The Horse and His Boy« (Band 3) und

1951 unter dem Titel »Prince Caspian« (Band 4)

1952 unter dem Titel »The Voyage of the »Dawn Trader«« (Band 5)

1953 unter dem Titel »The Silver Chair« (Band 6)

1956 unter dem Titel »The Last Battle« (Band 7)

bei Geoffrey Bles in Großbritannien.

Copyright © 1955 (Band 1), 1950 (Band 2), 1954 (Band 3), 1951 (Band 4), 1952 (Band 5), 1953 (Band 6) and 1956 (Band 7) by C. S. Lewis Pte. Ltd.

Published by Ueberreuter Verlag GmbH under license from The C. S. Lewis Company Ltd. Aus dem Englischen von Wolfgang Hohlbein und Christan Rendel.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden. Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten mit lebenden Personen oder Familien sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jegliche Vervielfältigung und Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlags zulässig. Das gilt insbesondere für Übersetzungen, die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen sowie das öffentliche Zugänglichmachen z. B. über das Internet.

Coverbilder: Art by Cliff Nielsen, Copyright © 2002, 2010 C. S. Lewis Pte. Ltd.
Umschlaggestaltung: Init, Büro für Gestaltung

www.ueberreuter.de

www.narnia.com

Inhalt

Das Wunder von Narnia

Über dieses Buch

Die falsche Tür

Digory und sein Onkel

Der Wald zwischen den Welten

Die Glocke und der Hammer

Das Gramvolle Wort

Onkel Andrew gerät in Schwierigkeiten

Was vor der Haustür geschah

Der Kampf an der Straßenlaterne

Die Gründung Narnias

Der erste Witz und andere Angelegenheiten

Digory und sein Onkel in der Klemme

Strubbels Abenteuer

Ein unerwartetes Zusammentreffen

Der Baum wird gepflanzt

Das Ende dieser Geschichte und der Beginn aller anderen

Der König von Narnia

Über dieses Buch

Vorwort

Lucy schaut in einen Kleiderschrank

Was Lucy dort entdeckte

Edmund und der Kleiderschrank

Türkischer Honig

Zurück auf dieser Seite der Tür

Hinein in die Wälder

Ein Tag bei den Bibern

Was nach dem Essen geschah

Im Haus der Hexe

Der Bann beginnt zu brechen

Aslan naht

Peters erster Kampf

Tiefer Zauber aus der Dämmerung der Zeit

Der Triumph der Hexe

Noch tieferer Zauber von vor der Dämmerung der Zeit

Was aus den Statuen wurde

Die Jagd auf den Weißen Hirsch

Der Ritt nach Narnia

Über dieses Buch

Wie Shasta sich auf den Weg machte

Ein Abenteuer am Wegesrand

Vor den Toren Tashbaans
Shasta begegnet den Narnianen
Prinz Corin
Shasta bei den Gräbern
Aravis in Tashbaan
Im Hause des Tisrocs
Durch die Wüste
Der Einsiedler der Südmark
Der unwillkommene Weggefährte
Shasta in Narnia
Die Schlacht von Anvard
Wie Bree ein weiseres Pferd wurde
Rabadash der Lächerliche

Prinz Kaspian von Narnia

Über dieses Buch
Die Insel
Die alte Schatzkammer
Der Zwerg
Der Zwerg erzählt von Prinz Kaspian
Kaspians Abenteuer in den Bergen
Das Volk, das im Verborgenen lebte
Alt-Narnia in Gefahr
Wie sie die Insel verließen

Was Lucy sah

Die Rückkehr des Löwen

Der Löwe brüllt

Zauberei und plötzliche Vergeltung

Der Hochkönig führt das Kommando

Wie alle sehr beschäftigt waren

Aslan öffnet ein Tor in der Luft

Die Reise auf der Morgenröte

Über dieses Buch

Das Bild im Schlafzimmer

An Bord der *Morgenröte*

Die Einsamen Inseln

Was Kaspian dort tat

Der Sturm und seine Folgen

Eustaces Abenteuer

Wie das Abenteuer endete

Zweimal knapp entronnen

Die Insel der Stimmen

Das Buch des Zauberers

Die Töffelpötte werden wieder froh

Die Dunkle Insel

Die drei Schläfer

Wo das Ende der Welt beginnt

Die Wunder des Letzten Meeres

Das äußerste Ende der Welt

Der silberne Sessel

Über dieses Buch

Hinter der Turnhalle

Jill bekommt einen Auftrag

Der König sticht in See

Das Eulenparlament

Puddelglum

Die Wüstenei des Nordens

Der Hügel mit den seltsamen Gräben

Schloss Harfang

Wie sie etwas Wissenswertes entdeckten

Eine Wanderung fernab vom Sonnenlicht

Im dunklen Schloss

Die Königin von Unterland

Unterland ohne die Königin

Der tiefste Grund der Welt

Jills Verschwinden

Die Heilung der Übel

Der letzte Kampf

Über dieses Buch

Am Kesselteich

Die Unbesonnenheit des Königs
Der Affe in seiner Herrlichkeit
Was in jener Nacht geschah
Wie dem König Hilfe zuteilwurde
Eine arbeitsreiche Nacht
Allerhand über Zwerge
Welche Nachricht der Adler brachte
Die große Versammlung auf dem Stallhügel
Wer geht in den Stall?
Die Ereignisse beschleunigen sich
Durch die Stalltür
Wie die Zwerge sich nicht hinters Licht führen lassen
wollten
Nacht fällt auf Narnia
Weiter hinauf und weiter hinein
Abschied von den Schattenlanden

LEBERREUTER

C. S. Lewis

- DIE CHRONIKEN VON -

NARNIA

Band I



Das Wunder von Narnia



C. S. Lewis

Das Wunder von Narnia

Aus dem Englischen übersetzt von
Wolfgang Hohlbein und Christian Rendel

ueberreuter

Über dieses Buch

Das Abenteuer beginnt

NARNIA ... Heimat der sprechenden Tiere und einer bösen Zauberin ... wo Wunder geschehen und eine neue Welt geboren wird.

Um ein Leben zu retten, werden zwei Freunde auf eine gefährliche Reise geschickt – an einen Ort jenseits unserer Zeit, wo eine Hexe auf sie wartet. Doch dann erschafft der mächtige Löwe Aslan mit seinem Lied das Land Narnia. Und in Narnia ist nichts unmöglich ...

... mehr von Narnia!

Für Familie Kilmer

Inhalt

Die falsche Tür

Digory und sein Onkel

Der Wald zwischen den Welten

Die Glocke und der Hammer

Das Gramvolle Wort

Onkel Andrew gerät in Schwierigkeiten

Was vor der Haustür geschah

Der Kampf an der Straßenlaterne

Die Gründung Narnias

Der erste Witz und andere Angelegenheiten

Digory und sein Onkel in der Klemme

Strubbels Abenteuer

Ein unerwartetes Zusammentreffen

Der Baum wird gepflanzt

Das Ende dieser Geschichte und der Beginn aller anderen

Die falsche Tür

Diese Geschichte handelt von Dingen, die sich vor langer Zeit zugetragen haben, als dein Großvater noch ein Kind war. Es ist eine sehr wichtige Geschichte, denn sie zeigt, wie all das Hin und Her zwischen unserer Welt und dem Lande Narnia seinen Anfang nahm.

In jener Zeit wohnte Mr Sherlock Holmes noch in der Baker Street, und in der Lewisham Road waren die Bastable-Kinder auf Schatzsuche. Als Junge musste man jeden Tag einen steifen Eton-Kragen tragen, und in der Schule war es meistens noch scheußlicher als heute. Aber das Essen schmeckte besser; und was die Süßigkeiten angeht, will ich dir gar nicht erst erzählen, wie billig und gut sie waren, sonst lief dir nur ganz umsonst das Wasser im Mund zusammen. Und in jenen Tagen wohnte in London ein Mädchen namens Polly Plummer.

Sie wohnte in einem von einer langen Reihe von Häusern, die alle miteinander verbunden waren. Eines Morgens, als sie gerade hinten im Garten war, kletterte aus dem Garten nebenan ein Junge an der Mauer empor und schaute herüber. Das überraschte Polly sehr, denn bisher hatten in jenem Haus nie Kinder gewohnt, sondern nur Mr Ketterley und Miss Ketterley, zwei Geschwister, die als alter Junggeselle und alte Jungfer dort zusammenlebten. Also schaute sie voller Neugier hinauf. Das Gesicht des fremden Jungen war sehr schmutzig. Es hätte kaum schmutziger sein

können, wenn er sich erst einmal die Hände mit Dreck eingerieben, dann ordentlich geweint und schließlich mit den Händen sein Gesicht abgetrocknet hätte. Tatsächlich war es auch ziemlich genauso gewesen.

»Hallo«, sagte Polly.

»Hallo«, sagte der Junge. »Wie heißt du?«

»Polly«, sagte Polly. »Und du?«

»Digory«, sagte der Junge.

»Das ist aber ein komischer Name!«, sagte Polly.

»Nicht halb so komisch wie Polly«, erwiderte Digory.

»Das stimmt überhaupt nicht«, sagte Polly.

»Klar stimmt es«, entgegnete Digory.

»Wenigstens wasche *ich* mir mein Gesicht«, sagte Polly.

»Das hättest du auch mal nötig; besonders wenn –«, und dann verstummte sie. Eigentlich hatte sie sagen wollen: »Wenn du geflennt hast«, aber dann fand sie das zu unhöflich.

»Na gut, habe ich halt geflennt«, sagte Digory mit viel lauterer Stimme, als wäre ihm vor lauter Unglück völlig egal, ob andere merkten, dass er geweint hatte. »Das würdest du auch«, fuhr er fort, »wenn du dein ganzes Leben auf dem Land gelebt hättest, mit einem Pony und einem Bach am Ende des Gartens, und man dich dann in so ein scheußliches Loch wie das hier verfrachten würde.«

»London ist kein Loch«, erwiderte Polly empört. Aber der Junge war zu aufgeregt, um auf sie zu achten, und er fuhr fort –

»Und wenn dein Vater weit weg in Indien wäre – und du bei einer Tante wohnen müsstest und einem Onkel, der verrückt ist (wer könnte das aushalten?) – und zwar deswegen, weil sie sich um deine Mutter kümmern würden – und wenn deine Mutter krank wäre und bald – bald – sterben müsste.« Dann verzog er ganz komisch das Gesicht, wie es

oft passiert, wenn man versucht, seine Tränen zu unterdrücken.

»Das wusste ich nicht. Tut mir leid«, sagte Polly beschämt. Und weil sie kaum wusste, was sie sagen sollte, und auch weil sie Digory gerne von seinem Kummer ablenken wollte, fragte sie:

»Ist Mr Ketterley wirklich verrückt?«

»Also, entweder ist er verrückt«, erwiderte Digory, »oder da geht irgendwas Geheimnisvolles vor sich. Er hat ein Arbeitszimmer im obersten Stockwerk, und Tante Letty sagt, dass ich es auf keinen Fall betreten darf. Da ist doch schon mal was faul, finde ich. Und dann noch etwas. Immer wenn er beim Essen etwas zu mir sagen will, schneidet sie ihm das Wort ab. Mit *ihr* versucht er gar nicht erst zu reden. Sie sagt dann: ›Bedränge den Jungen doch nicht, Andrew‹, oder ›Davon will Digory bestimmt nichts hören‹, oder ›Na, Digory, möchtest du nicht lieber draußen im Garten spielen gehen?««

»Was für Sachen will er dir denn sagen?«

»Keine Ahnung. Er kommt ja nie dazu. Aber das ist noch nicht alles. Ich könnte schwören, eines Abends – gestern Abend, genauer gesagt –, als ich auf dem Weg ins Bett am Fuß der Dachbodentreppe vorbeikam (und ich gehe gar nicht gern daran vorbei), da habe ich einen Schrei gehört.«

»Vielleicht hat er da oben eine verrückte Ehefrau eingesperrt.«

»Ja, daran habe ich auch schon gedacht.«

»Oder vielleicht ist er ein Falschmünzer.«

»Oder er könnte früher Pirat gewesen sein, so wie der Mann am Anfang von der *Schatzinsel*, und jetzt muss er sich immer vor seinen alten Schiffskameraden verstecken.«

»Ist das aufregend!«, sagte Polly. »Ich wusste gar nicht, dass euer Haus so interessant ist.«

»Du findest es vielleicht interessant«, sagte Digory. »Aber wenn du da schlafen müsstest, würde dir das auch nicht gefallen. Oder wie fändest du das, wach im Bett zu liegen und zu lauschen, ob Onkel Andrews Schritte durch den Flur zu deinem Zimmer geschlichen kommen? Und er hat so unheimliche Augen.«

So lernten Polly und Digory einander kennen; und da die Sommerferien gerade erst anfangen und keiner von ihnen in jenem Jahr ans Meer fuhr, trafen sie sich fast jeden Tag.

Ihre Abenteuer begannen hauptsächlich deshalb, weil es einer der feuchtesten und kältesten Sommer seit Jahren war. Also mussten sie sich im Haus beschäftigen; im Haus auf Kundschaft gehen sozusagen. Es ist erstaunlich, was es, mit einem Kerzenstummel ausgerüstet, in einem großen Haus oder gar in einer Häuserreihe alles zu entdecken gibt. Polly hatte schon vor langer Zeit herausgefunden, dass man durch eine bestimmte kleine Tür in der Rumpelkammer unterm Dach ihres Hauses zum Wasserspeicher kam, und dahinter gab es einen dunklen Raum, in den man gelangen konnte, wenn man vorsichtig hinüberkletterte. Der dunkle Raum war eine Art langer Tunnel zwischen einer Ziegelmauer auf der einen und der Dachschräge auf der anderen Seite. Durch kleine Spalten zwischen den Dachschindeln drang etwas Licht herein. Einen Fußboden hatte dieser Tunnel nicht; man musste von Balken zu Balken steigen, dazwischen war nur Putz. Ein falscher Tritt und man wäre durch die Decke in das Zimmer darunter gestürzt. Gleich neben dem Wasserspeicher hatte Polly sich eine Schmugglerhöhle eingerichtet. Sie hatte alte Kistenbretter und Sitzflächen von kaputten Küchenstühlen und dergleichen Dinge heraufgebracht und sie von Balken zu Balken gelegt, als Fußboden sozusagen. Hier bewahrte sie eine Geldkassette auf, die alle möglichen Schätze enthielt,

eine Geschichte, an der sie schrieb, und meistens auch ein paar Äpfel. Schon oft hatte sie hier oben in aller Stille eine Flasche Ingwerbier getrunken; durch die alten Flaschen sah es noch mehr wie eine Schmugglerhöhle aus.

Digory gefiel die Höhle (die Geschichte zeigte sie ihm nicht), aber noch mehr reizte es ihn, auf Entdeckungsreise zu gehen.

»Warte mal«, sagte er. »Wie weit geht eigentlich dieser Tunnel? Ich meine, hört er da auf, wo euer Haus zu Ende ist?«

»Nein«, sagte Polly. »Die Wände reichen nicht bis zum Dach. Er geht immer weiter. Wie lange, weiß ich nicht.«

»Dann könnten wir ja die ganze Häuserreihe entlanggehen.«

»Stimmt, könnten wir«, sagte Polly. »Und - oh!«

»Was?«

»Wir könnten in die anderen Häuser *hinein*.«

»Klar, und als Einbrecher verhaftet werden! Nein danke.«

»Schlaumeier. Ich dachte an das Haus hinter eurem.«

»Was ist damit?«

»Na, das steht doch leer. Papa sagt, es hat schon immer leer gestanden, seit wir hierher gezogen sind.«

»Dann sollten wir es uns mal ansehen, schätze ich«, sagte Digory. Er ließ sich nicht anmerken, wie aufgeregter er war. Denn natürlich kamen ihm, euch wäre es nicht anders gegangen, alle möglichen Gründe in den Sinn, warum das Haus schon so lange leer stand. Polly ging es ähnlich. Keiner von beiden sprach das Wort »Spuk« aus. Und beide hatten das Gefühl, nachdem der Vorschlag einmal gemacht war, wäre es feige gewesen, ihn nicht in die Tat umzusetzen.

»Sollen wir gleich hingehen und es versuchen?«, fragte Digory.

»Gut«, sagte Polly.

»Du musst nicht, wenn du lieber nicht willst«, sagte Digory.

»Ich bin dabei, wenn du dabei bist«, erwiderte sie.

»Wie merken wir, wann wir im übernächsten Haus sind?«

Sie beschlossen, zurück in die Rumpelkammer zu gehen und sie der Länge nach abzuschreiten, mit Schritten, die so groß waren wie der Abstand von einem Balken zum nächsten. Dadurch würden sie ungefähr herausbekommen, wie viele Balken zu einem Raum gehörten. Dann würden sie noch vier für den Durchgang zwischen den beiden Dachbodenräumen in Pollys Haus dazuzählen, und dann noch einmal für das Dienstmädchenzimmer genauso viele wie für die Rumpelkammer. Zusammen hätten sie dann die Länge des Hauses. Wenn sie diese Entfernung zweimal gegangen waren, hatten sie das Ende von Digorys Haus erreicht; jede Tür, die danach kam, musste sie auf den Dachboden des leeren Hauses führen.

»Allerdings glaube ich, dass es in Wirklichkeit gar nicht leer ist«, sagte Digory.

»Was denn sonst?«

»Ich schätze, irgendjemand wohnt heimlich dort und kommt nur nachts heraus, mit einer verdunkelten Laterne. Wahrscheinlich werden wir eine gefährliche Verbrecherbande aufspüren und eine Belohnung bekommen. Kein Haus steht jemals so lange leer, ohne dass ein Geheimnis dahintersteckt. Das wäre doch Quatsch.«

»Papa meint, es müssten wohl die Rohre sein«, sagte Polly.

»Pfft! Die Erwachsenen haben immer so langweilige Erklärungen für alles«, sagte Digory. Jetzt, wo sie sich bei Tageslicht in der Rumpelkammer unterhielten anstatt bei Kerzenlicht in der Schmugglerhöhle, kam es ihnen viel

weniger wahrscheinlich vor, dass es in dem leeren Haus spukte.

Nachdem sie die Dachstube abgeschritten hatten, mussten sie sich einen Bleistift holen und rechnen. Zuerst kamen die beiden zu verschiedenen Ergebnissen, und ich bin nicht ganz sicher, ob sie richtig gerechnet hatten, selbst nachdem sie sich einig geworden waren. Schließlich konnten sie es kaum abwarten, ihre Expedition anzutreten.

»Wir müssen mucksmäuschenstill sein«, sagte Polly, als sie wieder am Wasserspeicher vorbeikletterten. Weil es so ein wichtiges Unternehmen war, nahmen sie jeder eine Kerze mit (Polly hatte in ihrer Höhle einen reichlichen Vorrat davon).

Es war stockfinster, staubig und sehr zugig, und sie stiegen von Balken zu Balken, ohne ein Wort zu sagen, bis auf ein geflüstertes »Jetzt sind wir bei *eurer* Dachstube« oder »Wir müssten jetzt zur Hälfte durch *unser* Haus durch sein«. Keiner von ihnen stolperte, und die Kerzen gingen nicht aus, und schließlich kamen sie an eine Stelle, wo sie zu ihrer Rechten eine kleine Tür in der Ziegelmauer sehen konnten. Auf dieser Seite hatte sie weder einen Riegel noch eine Klinke, denn die Tür war natürlich dazu da, um hereinzukommen, nicht hinaus; aber es gab einen Haken (wie er oft auf der Innenseite einer Schranktür zu finden ist), und sie waren sicher, dass es ihnen gelingen würde, ihn zu öffnen.

»Soll ich?«, fragte Digory.

»Ich bin dabei, wenn du dabei bist«, erwiderte Polly, genau wie sie es zuvor gesagt hatte. Beide hatten das Gefühl, dass es jetzt richtig ernst wurde, aber keiner wollte einen Rückzieher machen. Mit einiger Mühe löste Digory den Haken. Die Tür schwang auf, und das plötzliche Tageslicht ließ sie blinzeln. Dann sahen sie zu ihrem großen Schrecken,

dass sie nicht in eine verlassene Dachbodenkammer, sondern in ein möbliertes Zimmer schauten. Leer schien es allerdings zu sein. Es war totenstill. Pollys Neugier gewann die Oberhand. Sie blies ihre Kerze aus und trat hinaus in das seltsame Zimmer, wobei sie sich so leise bewegte wie ein Mäuschen.

Es hatte natürlich die Form einer Dachstube, aber eingerichtet war es wie ein Wohnzimmer. Die Wände waren bis in den letzten Winkel von Regalen bedeckt, und die Regale waren dicht gefüllt mit Büchern. Im Kamin brannte ein Feuer (wie gesagt, es war ein sehr kalter, feuchter Sommer in jenem Jahr), und vor dem Kamin stand mit der Rückenlehne zu ihnen ein hoher Ohrensessel. In der Mitte des Zimmers, zwischen dem Sessel und Polly, nahm ein großer Tisch den meisten Raum ein. Darauf stapelten sich alle möglichen Sachen – Bücher, auch solche mit leeren Seiten, in die man etwas hineinschreibt, und Tintenfässer und Federhalter und Siegelwachs und ein Mikroskop. Was ihr jedoch als Erstes auffiel, war ein leuchtend rotes Holztablett, auf dem einige Ringe lagen. Es waren immer zwei zusammen – ein gelber und ein grüner, dann ein kleiner Abstand und wieder ein gelber und ein grüner. Sie waren nicht größer als gewöhnliche Ringe, aber sie waren nicht zu übersehen, weil sie so funkelten. Es waren die wunderschönsten glänzenden kleinen Dinger, die man sich vorstellen kann. Wäre Polly nur ein kleines bisschen jünger gewesen, hätte sie den Wunsch verspürt, einen davon in den Mund zu stecken.

In dem Zimmer war es so still, dass man sofort das Ticken der Uhr bemerkte. Und doch stellte sie nun fest, dass es nicht absolut still war. Da war noch ein leises – ein ganz, ganz leises – summendes Geräusch. Wären Staubsauger in jenen Tagen schon erfunden gewesen, so hätte Polly es für

das Geräusch eines Staubsaugers in weiter Ferne gehalten – etliche Zimmer weit weg und etliche Stockwerke tiefer. Aber das Geräusch war angenehmer, der Ton musikalischer; nur eben so schwach, dass man es kaum hören konnte.

»Alles klar, es ist niemand hier«, sagte Polly über die Schulter zu Digory. Sie flüsterte jetzt nicht mehr. Digory kam blinzelnd zum Vorschein. Er sah ausgesprochen schmutzig aus – wie Polly auch.

»Das ist nicht gut«, sagte er. »Das Haus steht überhaupt nicht leer. Lass uns lieber abhauen, bevor jemand kommt.«

»Was glaubst du, was das ist?«, fragte Polly und deutete auf die farbigen Ringe.

»Jetzt *komm* schon«, sagte Digory. »Je eher –«

Er konnte nie beenden, was er sagen wollte, denn in diesem Moment geschah etwas. Der Ohrensessel vor dem Feuer bewegte sich plötzlich, und von ihm erhob sich – wie ein Geist im Theater, der durch eine Falltür in der Bühne aufsteigt – die furchterregende Gestalt Onkel Andrews. Sie waren überhaupt nicht in dem leer stehenden Haus; sie waren in Digorys Haus, in dem verbotenen Arbeitszimmer! Beide Kinder riefen »O-o-oh!« und erkannten ihren schrecklichen Irrtum. Es kam ihnen vor, als hätten sie die ganze Zeit wissen müssen, dass sie längst nicht weit genug gegangen waren.

Onkel Andrew war sehr groß und ausgesprochen dünn. Er hatte ein langes, glatt rasiertes Gesicht mit einer spitzen Nase, äußerst helle Augen und einen üppigen, zerzausten grauen Haarschopf.

Digory brachte keinen Ton heraus, denn Onkel Andrew sah tausend Mal erschreckender aus als je zuvor. Polly hatte noch nicht so große Angst; aber die bekam sie kurz darauf. Denn das Erste, was Onkel Andrew nun tat, war, hinüber zur Zimmertür zu gehen, sie zu schließen und den Schlüssel

herumzudrehen. Dann wandte er sich um, schaute die Kinder mit seinen hellen Augen an und lächelte, dass seine Zähne blitzten.

»So!«, sagte er. »Jetzt kommt meine närrische Schwester nicht an euch heran!«

Das war erschreckend anders als alles, was man von einem Erwachsenen erwartet hätte. Pollys Herz klopfte ihr bis zum Hals, und sie und Digory begannen sich rückwärts auf die kleine Tür zuzubewegen, durch die sie hereingekommen waren. Doch Onkel Andrew war zu schnell für sie. Er sprang hinter sie, machte diese Tür ebenfalls zu und stellte sich davor. Dann rieb er sich die Hände und ließ seine Knöchel knacken. Er hatte sehr lange, schön weiße Finger.

»Ich bin entzückt, euch zu sehen«, sagte er. »Zwei Kinder kommen mir jetzt gerade recht.«

»Bitte, Mr Ketterley«, sagte Polly. »Für mich ist fast Essenszeit, ich muss nach Hause. Lassen Sie uns bitte hinaus?«

»Nicht so schnell«, sagte Onkel Andrew. »Die Gelegenheit ist zu günstig, als dass ich sie mir entgehen lassen könnte. Ich brauche zwei Kinder. Wisst ihr, ich stecke gerade mitten in einem großen Experiment. Mit einem Meerschweinchen habe ich es schon probiert, und das hat offenbar funktioniert. Aber ein Meerschweinchen kann einem nun einmal nichts erzählen. Und man kann ihm nicht erklären, wie es wieder zurückkommen soll.«

»Hör mal, Onkel Andrew«, sagte Digory, »es ist wirklich Essenszeit, und man wird gleich nach uns suchen. Du musst uns hinauslassen.«

»Muss ich das?«, fragte Onkel Andrew.

Digory und Polly wechselten einen Blick. Sie wagten es nicht, zu sprechen, doch ihre Blicke sagten: »Ist das nicht

schrecklich?« und »Wir müssen tun, was er will.«

»Wenn Sie uns jetzt zum Essen gehen lassen«, sagte Polly, »könnten wir hinterher wiederkommen.«

»Ah ja, aber woher wüsste ich, dass ihr das auch tun würdet?«, erwiderte Onkel Andrew mit einem verschlagenen Lächeln. Doch dann schien er seine Meinung zu ändern.

»Aber nun gut«, sagte er, »wenn ihr wirklich gehen müsst, dann hilft es wohl nichts. Ich darf nicht erwarten, dass zwei Küken wie ihr Spaß daran habt, euch mit einem alten Esel wie mir zu unterhalten.« Mit einem Seufzen fuhr er fort: »Ihr ahnt ja nicht, wie einsam ich manchmal bin. Aber sei's drum. Geht nur essen. Aber ich muss dir ein Geschenk machen, bevor du gehst. Ich bekomme ja nicht jeden Tag Besuch von einem kleinen Mädchen in meinem muffigen alten Arbeitszimmer; schon gar nicht, wenn ich das sagen darf, von einer so entzückenden jungen Dame wie dir.«

Polly kam der Gedanke, dass er in Wirklichkeit vielleicht doch nicht verrückt sei.

»Möchtest du nicht einen Ring haben, meine Liebe?«, sagte Onkel Andrew zu Polly.

»Meinen Sie etwa einen von diesen gelben oder grünen?«, fragte Polly. »Wie schön!«

»Keinen grünen«, erwiderte Onkel Andrew. »Die grünen kann ich nicht verschenken, fürchte ich. Aber ich würde dir mit Vergnügen einen von den gelben schenken; mit meinen besten Wünschen. Komm und probier einen an.«

Polly hatte ihre Angst inzwischen völlig vergessen und war sicher, dass der alte Herr keineswegs verrückt war; und diese funkelnden Ringe hatten zweifellos etwas seltsam Anziehendes. Sie ging hinüber zu dem Tablett.

»Nanu!«, sagte sie. »Das Summen wird hier ja auf einmal lauter. Es hört sich fast so an, als ob es von den Ringen käme.«

»Was für ein ulkiger Gedanke, meine Liebe«, sagte Onkel Andrew lachend. Das Lachen hörte sich ganz natürlich an, doch Digory entging nicht der ungeduldige, fast gierige Ausdruck auf seinem Gesicht.

»Polly! Sei nicht dumm!«, rief er. »Fass sie nicht an!«

Es war zu spät. Noch während er sprach, streckte Polly die Hand aus, um einen der Ringe zu berühren. Und im selben Moment, ohne einen Blitz oder einen Lärm oder irgendeine Art von Vorwarnung, war Polly nicht mehr da. Digory und sein Onkel waren allein im Zimmer.

Digory und sein Onkel

Es geschah so plötzlich und war so viel grässlicher als alles, was Digory je erlebt hatte, selbst in seinen Albträumen, dass er einen Schrei ausstieß. Sofort hielt ihm Onkel Andrew mit der Hand den Mund zu. »Bist du wohl still!«, zischte er Digory ins Ohr. »Wenn du anfängst, hier Radau zu machen, wird deine Mutter es hören. Und du weißt ja, was passieren könnte, wenn du ihr einen solchen Schrecken einjagst.«

Wie Digory später sagte, wurde ihm beinahe schlecht von der abgrundtiefen Gemeinheit, jemanden auf *diese* Weise in die Zange zu nehmen. Aber natürlich schrie er nicht noch einmal.

»Schon besser«, sagte Onkel Andrew. »Vielleicht konntest du nicht anders. Es ist schon ein Schock, wenn man zum ersten Mal jemanden verschwinden sieht. Sogar ich bin zusammengezuckt, als das neulich abends mit dem Meerschweinchen passierte.«

»War das, als du geschrien hast?«, fragte Digory.

»Ach, das hast du wohl gehört, was? Du hast mir doch nicht etwa nachspioniert?«

»Nein, habe ich nicht«, sagte Digory empört. »Aber was ist mit Polly passiert?«

»Du darfst mir gratulieren, mein lieber Junge«, sagte Onkel Andrew und rieb sich die Hände. »Mein Experiment ist geglückt. Das kleine Mädchen ist weg - verschwunden - geradewegs hinaus aus der Welt.«

»Was hast du mit ihr gemacht?«

»Ich habe sie an – nun – an einen anderen Ort geschickt.«

»Wie meinst du das?«, fragte Digory.

Onkel Andrew setzte sich und sagte: »Das werde ich dir genau erklären. Hast du je von der alten Mrs Lefay gehört?«

»War das nicht irgendeine Großtante oder so?«, fragte Digory.

»Nicht ganz«, erwiderte Onkel Andrew. »Sie war meine Patin. Das ist sie, dort an der Wand.«

Digory schaute hin und sah eine verblichene Fotografie, die das Gesicht einer alten Frau mit einer Haube zeigte. Jetzt fiel ihm wieder ein, dass er in einer alten Schublade zu Hause auf dem Land einmal ein Foto von demselben Gesicht gesehen hatte. Er hatte seine Mutter gefragt, wer das sei, und Mutter hatte offenbar keine große Lust gehabt, lange darüber zu reden. Es war überhaupt kein nettes Gesicht, fand Digory, obwohl man das natürlich auf jenen frühen Fotografien nie richtig erkennen konnte.

»War da – war da nicht – irgendetwas, was mit ihr nicht stimmte, Onkel Andrew?«, fragte er.

»Nun«, antwortete Onkel Andrew schmunzelnd, »das hängt davon ab, was du unter *nicht stimmen* verstehst. Die Leute sind ja so engstirnig. Sicher, gegen Ende ihres Lebens wurde sie ziemlich merkwürdig. Sie benahm sich sehr unbesonnen. Deswegen wurde sie ja dann auch eingesperrt.«

»In einem Irrenhaus, meinst du?«

»O nein, nein, nein«, erwiderte Onkel Andrew schockiert. »Nichts dergleichen. Nur im Gefängnis.«

»Im Gefängnis!«, rief Digory. »Was hatte sie denn angestellt?«

»Ach, die arme Frau«, sagte Onkel Andrew. »Sie hatte sich wirklich sehr unklug verhalten. Da gab es eine ganze Reihe

Dinge. Das müssen wir jetzt nicht alles besprechen. Zu mir war sie immer sehr freundlich.«

»Aber sag mal, was hat denn das alles mit Polly zu tun? Ich wünschte, du würdest –«

»Immer mit der Ruhe, mein Junge«, sagte Onkel Andrew. »Mrs Lefay wurde entlassen, bevor sie starb, und ich war einer der wenigen, die sie während ihrer letzten Krankheit zu sich ließ. Sie hatte einen Widerwillen gegen gewöhnliche, unwissende Leute entwickelt, weißt du. Mir selbst geht es ebenso. Doch sie und ich hatten dieselben Interessen. Wenige Tage vor ihrem Tod sagte sie mir, ich solle ihr aus dem Geheimfach ihres alten Sekretärs ein kleines Kästchen bringen. Sobald ich dieses Kästchen herausnahm, spürte ich an dem Stechen in meinen Fingern, dass ich ein großes Geheimnis in der Hand hielt. Sie übergab es mir und nahm mir das Versprechen ab, das Kästchen, sobald sie tot sei, ungeöffnet und nach einer bestimmten Zeremonie zu verbrennen. Dieses Versprechen habe ich nicht gehalten.«

»Also, das war aber ziemlich schäbig von dir.«

»Schäbig?«, wiederholte Onkel Andrew mit einem verdutzten Blick. »Ach so, du meinst, weil kleine Jungen ihre Versprechen halten sollten. Ganz recht; natürlich, das gehört sich so, und ich bin sehr froh, dass du gelernt hast, dich danach zu richten. Aber du musst doch einsehen, derartige Regeln, wie ausgezeichnet sie auch für kleine Jungen sein mögen – und für Dienstboten – und für Frauen – ja, sogar für die Leute im Allgemeinen, können unmöglich auch für tief schürfende Forscher, für die großen Denker und Weisen gelten. Nein, Digory. Männer wie ich, die über geheimes Wissen verfügen, sind von gewöhnlichen Regeln befreit, wie uns auch die gewöhnlichen Freuden versagt sind. Uns, mein Junge, ist ein hohes und einsames Los beschieden.«

Bei diesen Worten seufzte er und sah so ernst und nobel und geheimnisvoll aus, dass Digory eine Sekunde lang wirklich glaubte, er sage etwas besonders Edelmütiges. Doch dann fiel ihm die hässliche Grimasse wieder ein, die er unmittelbar vor Pollys Verschwinden auf dem Gesicht seines Onkels gesehen hatte; und sogleich durchschaute er Onkel Andrews hochtrabende Worte. »Das bedeutet nur«, sagte er sich, »dass er meint, er könne alles tun, was ihm passt, um zu kriegen, was er will.«

»Freilich«, fuhr Onkel Andrew fort, »wagte ich es lange Zeit nicht, das Kästchen zu öffnen, denn ich wusste, dass der Inhalt möglicherweise äußerst gefährlich war. Meine Patin war eine *äußerst* bemerkenswerte Frau. Die Wahrheit ist, sie war eine der letzten Sterblichen in diesem Lande, die noch Feenblut in sich hatte. (Sie sagte, zu ihrer Zeit habe es noch zwei andere gegeben. Die eine war eine Herzogin, die andere eine Putzfrau.) Somit, Digory, sprichst du gerade mit dem (möglicherweise) letzten Menschen, der wirklich eine Fee zur Patin hatte. Jawohl! Von dieser Erinnerung kannst du zehren, wenn du selbst ein alter Mann bist.«

»Ich wette, sie war eine böse Fee«, dachte Digory; und laut fügte er hinzu: »Aber was ist jetzt mit Polly?«

»Wie du immer darauf herumreitest!«, rief Onkel Andrew. »Als ob es darum ginge! Meine erste Aufgabe war es natürlich, das Kästchen selbst zu studieren. Es war uralt. Und ich kannte mich damals schon gut genug aus, um zu wissen, dass es nicht griechischer, altägyptischer, babylonischer, hethitischer oder chinesischer Herkunft war. Es war älter als alle diese Kulturen. Ah – das war ein großer Tag, als ich endlich hinter die Wahrheit kam. Das Kästchen war atlantisch; es stammte von der verschollenen Insel Atlantis. Das hieß, es war Jahrhunderte älter als all die Gegenstände aus der Steinzeit, die sie in Europa ausgraben.